Familienblätter
Sonntags-Beilage
der Posener Zeitung.

Nr. 41. Posen, den 14. Oktober. 1894.

Russische Rache

Novelle von Alfred Friedmann.
(Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

Zwischen uns lag seitdem ein uneingestandenes, nie erwähntes, süßes Geheimniß.

Und Boris Stephanowitsch Wladimirow that nichts, mich von seiner erblühenden Tochter fernzuhalten, auch die Mutter Lisaweta Paulowna nicht.

Ich aß mit ihnen an ihrer Tafel und eines Tages eröffnete mir mein Pflegevater Wladimirow, daß er gedenke, mich an Sohnes statt zu adoptiren.

Und so geschah es in aller Form Rechtens.

Nun saß auf dem Nachbargut, das heute mit diesem nur eines bildet, nach dessen Kirche Ihr eben die beiden bemalten Telegen mit den kleinen rundlichen Schimmeln, den halbschlafenden Bauern hinüberfahren sehen könnt — jetzt verschwinden sie gerade am Forstrande — —"

„Und eine heiser krächzende Dohlenschaar fliegt darüber weg!"

„Ein Vetter meines Pflegevaters.

Er kam oft zu uns herüber, und ich muß gestehen, er war schon damals keine gute Gesellschaft.

Wenn ich einen Roman und nicht eine von Anfang bis zu Ende wahre Geschichte erzählte, würde ich sagen — das ist der Bösewicht! Und damit wäre ich einer eingehenden Schilderung überhoben. Aber da der Vetter in meinem Leben eine eingreifende Rolle spielte, Ihr ihn kanntet, ohne doch hinter seine Kulissen gesehen zu haben, so muß ich ein paar Worte über ihn verlieren."

Loris' Antlitz nahm von dem Momente, da er des Vetters Erwähnung gethan, einen ihm sonst fremden, wilden Ausdruck des Hasses an.

Wie es gleichsam von einer heiligen Erinnerung verklärend durchleuchtet gewesen, solange er Sonja's und ihrer Mutter Lisaweta gedachte, so ward seine Miene, und fast mit ihr seine Stimme, jetzt grausam. Es schien, als ob er nur mißmuthig, unwillig bei seiner Darstellung verweile. Er begann wieder:

„Sergej Stephanowitsch Kulmametow hieß der Mann. Er war so alt, wie Boris Wladimirow, aber schon damals sah er viel älter aus. Er mag einmal schön gewesen sein; doch trostlose Leidenschaften, denen er stets nachgab, hatten ihn verhäßlicht; er schien verlebt und immer noch voller Gier nach allem, was nur der faltenlosen Jugend angehören sollte.

Doch hatte er sich in seiner Jugend mit Baschkiren und Kirgisen herumgeschlagen, Jahre lang ein Kommando im Kaukasus oder in asiatischen Steppen, an turkmenischen und afghanischen Grenzen innegehabt und durch Reiten, Leben im Freien, Jagd und Waldluft seine Gesundheit gestählt und so zu sagen gefeit. Deshalb hielt er auch das tolle Leben in Paris aus, das er dann wohl fünfzehn Jahre ununterbrochen geführt.

Er war nämlich wegen irgend einer Sache — man munkelte von Unterschleif, Lieferungen, die nie eingetroffen — in Ungnade gefallen, quittirte für eine Zeitlang und verbrauchte seine unerschöpflichen Einnahmen mit der Rigolboche, der Finette und anderen Sauteusen des Jardin Mabile, Château Rouge und der Closerie des Lilas.

Heilig war ihm nichts. Seinen Gott, seinen Glauben hatte er schon bei den Kirgisen gelassen, an etwas Menschliches im Bruder glaubte er noch weniger als an ein Ueberirdisches, Uebernatürliches.

Die Menschen hatte er nur von der servilen Seite kennen gelernt, alles schmeichelte — nicht ihm — seinem Gelde: er konnte alles kaufen, denn so wie bei uns, so hat auch in Paris jedes Ding seinen Preis, die Nullen variiren nur.

Nun, dieser Mann verkehrte bei seinem Vetter, vor seiner Reise nach Paris. Er kam des Abends herüber, einen Robber Whist zu machen und auf die Bauern zu schimpfen. Das war sein Hauptwitz. Er konnte es dem Kaiser Alexander II. nicht verzeihen, daß er die Leibeigenschaft aufgehoben, und erklärte alle seine Unterthanen für Räuber, Mörder, Schufte, Hunde, Diebe. Er behandelte sie, als ob alle die armen Seelen das in der That wären; er schwang die Knute über ihnen wie sein veneur die Reitpeitsche über den Jagdhunden. Er war der bestgehaßte Großgrundbesitzer Rußlands. Zu meiner Verwunderung wurde nur zweimal auf ihn geschossen; aber er ließ dafür Unschuldige zu Tode prügeln, aufknüpfen, in Kellern verschmachten. — Nun, also ein Cyniker, ein Unthier von Mensch, dem nichts heilig, dessen Weg über Leichen ging, der alles rücksichtslos zu seinem Vortheil ausnutzte; trotz seiner Millionen ein Streber; der Hohn saß permanent auf seinen Lippen, immer in seinem Herzen der Verdacht und Argwohn. Da er den Menschen nichts Gutes zutraute, erfuhr er nichts Gutes von ihnen, und so haßte er sie nicht eigentlich; er, der Verächtliche, verachtete sie.

Daß dieser Mensch in einem Zimmer mit der noch immer schönen Mutter meiner Freundin Sonja an einem Tische sitzen, mit ihnen das Brot brechen, mit ihnen anstoßen durfte, daß er das Wort an beide richtete, war mir schon damals instinktiv zuwider. Ich hatte ungefähr die Empfindung, die uns beschleicht, wenn wir vor dem Käfig einer Hyäne stehen. Aber diese sperrt man eben in civilisirten Gegenden ein, dieser Mann lief frei umher. Auch richtete er auf Schritt und Tritt Unheil an.

Ich haßte ihn. Ihn allein. Ohne ihn wüßte ich vielleicht nicht, was Haß ist, denn ich war doch eigentlich eine Waise, der von ihren Mitmenschen unsäglich viel Gutes gethan worden.

War mir meine Erziehung, meine Adoption nicht als ein Himmelsgeschenk zugefallen? Durfte ich nicht in die milden Augen Lisawetas, in die Himmelssterne der schönen Sonja sehen? War mir Boris Stephanowitsch Wladimirow nicht ein Vater geworden?

Und dieser Vater bestimmte damals in seiner zärtlichen Fürsorge, daß ich, um meine Bildung zu vervollkommnen, für drei Jahre nach Heidelberg auf die Universität reisen sollte.

Ich weiß noch wie heute, daß mir Boris Stephanowitsch Wladimirow diese Mittheilung an einem Abend machte, als der Vetter mit uns speiste.

Meine Pflegeeltern mußten jedenfalls schon über diese Frage mit sich einig geworden sein. Denn Frau Lisaweta zuckte mit keiner Wimper, sah mich vielmehr freundlich forschend an, welchen Eindruck die Sache auf mich machen würde?

Sonja erblaßte und ließ ihr Glas fast auf den Tisch fallen. Dann faßte sie sich aber rasch wieder und schien dem Gedanken, daß ich die Welt sehen und ein gelehrter Mann werden solle, Gefallen abzugewinnen.

Dann ergriff der Vetter Kulmametow das Wort:

„Das ist hübsch von Dir, Vetterchen Boris Stephanowitsch Wladimirow. Besser Kant, Hegel, Fichte und Schelling in sich aufnehmen und sehen, daß wir nichts wissen können, als hier mit den dummen Leibeigenen, die keine mehr sein sollen, vor den Heiligenflämmchen herumkriechen. Draußen weht ein scharfer Wind; hier vermodern wir zwischen unseren alten Institutionen, draußen giebts Konstitutionen, Illusionen und hier nur Drohnen.“

Er belächelte seinen eigenen vermeintlichen Witz.

Sonja sah mich an, wie einen, dessen sie ganz sicher sein konnte. Meinem Pflegevater hatte sie eine lange Pfeife angesteckt. Er schmunzelte vergnüglich. Er gönnte mir etwas Gutes.

Der Vetter Kulmametow fuhr fort:

„Rußland hat eine eiskrystallene Schlafmütze über den Ohren. Es hört kaum, was draußen vorgeht. Die Mütze fällt ihm über die Augen. Es sieht auch nichts. Kennt Ihr nicht die Dichterworte:

„Alles schläft in Dörfern rings und Städten,
Tag und Nacht in Schlitten und Teléga,
Auf dem kalten Schnee, im Brand der Sonne —
Sitzend, stehend — an dem Pult der Kaufherr,
Auf der Wacht der Wächter, der Beamte:
Alle schlafen, selbst der Angeklagte
Schlafet ein — und träumend nickt der Richter.
Vater, Mutter, alle Kinder schlafen
Und im Schlafe schlägt und drischt der Bauer,
Wer die Hand zum Schlage hob, entschlummert,
Selbst der Schmerz nicht wecket den Geschlag'nen,
Wach erhält das Auge nur die Schenke;
Doch mit allen Fingern fest umkrallend
Seine Branntweinflasche, an des Nordpols
Ew'gen Eispalast gelehnt die Stirne,
An den Kaukasus gestützt die Ferse,
Schläft den Todesschlaf das heil'ge Rußland!“

Eine Pause entstand.

Es war, als ob die Stimme Iwan Turgenjews durch das hohe Gelaß des russischen Herrengutes schallte, als Semenew sich gestattete, einzufallen:

„Ja, unser Volk schläft! Eines nur scheint mir sicher, daß, wenn es geweckt wird, es nicht das sein wird, was wir wähnen!“

Und der Vetter, von dem rhetorischen Geiste angesteckt, fuhr fort:

„Wahrlich, ich glaube, wenn jetzt irgendwo ein Volkskrieg ausbräche, ich würde hinziehen, nicht um irgend jemand frei zu machen. Andere befreien, wenn die Unsrigen nicht frei sind, Ha ha! Aber die sind auch nicht reif dazu! Nein! Um aus dem heiligen Rußland hinauszukommen!“

Das war das einzige Mal, daß der Vetter Sergej Stephanowitsch Kulmametow mir nicht ganz mißfiel.

Inzwischen nahmen die Vorbereitungen zu meiner Abreise ihren Fortgang. Ich mußte mit allem Nöthigen ausgestattet werden und das erforderte in unserer Abgelegenheit immerhin einige Zeit.

Des Abends erzählte Semenew von den Wundern deutscher Wissenschaft, deutscher Studentenlust und Seligkeit.

Der Vetter haßte die Deutschen und behauptete, leben ließe es sich nur mit den Franzosen. Dies mag vor 1870 seine Richtigkeit gehabt haben. — So zankten sie sich bis gegen 10 Uhr — das war spät für uns und ich und die kleine Sonja saßen hoch aufathmend und horchend da, denn die Vergangenheit dieser Männer war doch recht eigentlich unsere Zukunft.

Um diese Zeit geschah es, daß der Vetter Kulmametow auf seinem Gute einen ganz außergewöhnlich großen Hirsch erlegte.

Er hatte sich eigentlich in der Frühe auf die Auerhahnjagd begeben. Er war ein sehr energischer Nimrodssohn und schon mancher Bär, der mit erhobenen Tatzen auf ihn zugetappt kam, mußte an die Macht seiner nie fehlenden, kleinen Bleikugel glauben.

Eben, als er den balzenden Hahn aufgespürt, hörte er etwas in den Zweigen rascheln und knacken. Als ein geübter Jäger, senkte er sofort seine Flinte auf Brusthöhe — und ein gewaltiger Zwanzigender stand vor ihm — bereit, den Einsamen zu spießen.

Er legte an und schoß ihn, von einer kleinen Erhöhung herab, gerade durchs rechte Auge.

Das gewaltige Thier verendete fast im Sinken.

Am Abend verspeisten wir eine Keule des Hirsches, den er gleich in der Frühe herübergeschickt, zusammen.

Der Vetter hielt schon damals viel aufs Essen und hatte sich allerhand theils lustige, theils gotteslästerliche Sentenzen zurecht gelegt, die er beim Speisen zum Besten gab.

„Ja, ja," sagte er, „eine gute Küche ist für ein gesundes Gewissen, was der Dünger für den Erdboden ist. Man muß vor allen Dingen um den Ruhm seines Tisches besorgt sein. Dieser Hirsch hat heute Morgen auch gewiß andere Dinge unter seinem Geweih gehabt als den Gedanken, des Abends von den ehrenwerthen Herren Wladimirow und Kulmametow verspeist zu werden.“

Er lachte.

Ich wagte die Bemerkung, daß ich noch nie in meinem Leben ein so mächtiges Geweih gesehen hätte, selbst in dem großen Jagdsaal meines Pflegevaters nicht, darin seit Altersgedenken alle abgelegten, gefundenen und eroberten Enden gesammelt zu werden pflegten.

„Gefällt Dir das Geäst, mein Junge?“ sagte der Vetter. „Ich schenke es Dir, aber unter der Bedingung, daß Du mir niemals . . .“

Ein Blick des Wirths, der auf die beiden Frauen hinzuweisen schien, machte, daß die Schlußworte als ein lautes Gelächter verklangen.

Nun sollte bald der Frühling kommen und ich Abschied nehmen von Haus und Hof, Pflegevater und -Mutter und der blonden theuren Sonja, deren Schönheit sich immer mehr, als eine zwar slawische, doch herz- und sinnerobernde entwickelte.

Ihr lichtgoldenes Haar floß in langen breiten Wellen um ihre feinen und doch knochigen Schläfen, ihre sanftabfallenden Schultern, über ihre bereits zu zartem Bogen gewölbte Brust. Ihr blaues Auge hatte jenes geheimnißvoll unergründlich Scheinende des Stammes, es schien zu sinnen, zu suchen, wenn es — vielleicht gedankenlos in eine unerreichte, aber nicht als solche erkannte Ferne schweifte. Ihr Fuß war klein und zierlich wie ihre Hand und alles an ihr von einer gewissen fermen Nettigkeit, welche das originelle Ursprüngliche an ihr ausmachte.

Eines Abends gingen wir, wir wußten selbst nicht, wie es kam, Hand in Hand hinaus ins Freie.

Die Schwüle und Schwere eines Abschieds lag über uns, den wir als etwas Furchtbares empfanden, ohne das klar zu wissen. So wie es schwül wie ein Sommer über uns brütete, und doch war noch kein Laub an den Bäumen. Unsicher, ungewiß — so Gegenwart, wie Zukunft. — Durch den Tannenforst jagte ein heißer ungestümer Wind. Bauernkarren rollten an uns vorüber. Wir kamen durch dürres Heideland und an Dörfern von herzzerreißender Oede vorbei; hier und da rauchte und dampfte der Stoppelbrand. — Fuhren, hochgethürmt mit Hölzern, Tannenzapfen, Torfmoorstücken hielten Rast und zwischendurch lachten uns wieder die weißen Stämme der Silberbirken an.

Dann kamen wir an den Fluß, dessen Wogen, von schmelzenden Schneemassen angeschwollen, wie Meergefluthe gingen.

In einer natürlichen Böschung, auf einem moosbewachsenen Steine, setzten wir uns nieder und sahen in die Fluthen, in die wechselnden Wolken des blauen Himmels, in die der Tannen Spitzen ragten, und in die purpurnen, orangefarbenen und violetten Töne um die niedersteigende Sonne.

Sonja lehnte ihr Blondhaupt an meine Schulter und sagte leise athmend:

„Loris Iwanowitsch, Du gehst und ein anderer wirst Du mir wieder kommen!“ Ich war ganz überrascht von der plötzlichen Wendung und rief, ihr Hand und Haupt mit beiden Händen streichelnd:

„Meine Sonja! Ich werde immer Dein Bruder sein! Wie sollt' ich Dir ein anderer werden? — Du mir eine andere?“

„Bruder!“ flüsterte sie verträumt und versonnen in die glühende Abendpracht hinein. „Nein! — Schützer, Freund, Retter!“

Ich drückte sie unwillkürlich näher an mich.

„Retter! O meine Sonja, Dir drohen keine Gefahren! Und bleibt Dir nicht Vater und Mutter — während ich — draußen — in der Fremde . . . .“

„O, Du wirst schon . . . . eine andere . . . finden!“ wollte sie sagen, aber das Wort verschwebte ihr auf der Zunge. Instinktiv errieth ich es.

Die Thränen traten mit elementarer Gewalt aus ihren blauen, tiefen, sinnenden Augen.

Da konnte ich nicht mehr an mich halten.

Ich zog sie stürmisch an mich und küßte sie wild — erst diese blauen Vergißmeinnicht-Augen, dann, wie mich selbst strafend, die sonst klare, heitere Stirn — als Zeichen wieder erwachender Ehrfurcht — und dann, da ich Hingebung, aber keinen Widerstand fand, die pfirsichsammtnen Wangen und den jungen, unberührten, purpurnen Mund.

Wir sprachen nicht, wir zählten nicht Sekunden und Minuten, wir waren ganz aneinander hingegeben in dem schauerlich süßen, höllenhaft bittren Gefühl, dies alles sei nicht Vereinigung, sondern Scheiden, Trennung. So küßt man nur mit siebzehn Jahren, wunschlos, rein und doch aufgelöst, fiebernd.

(Fortsetzung folgt.)

Der Stern der Liebe.

Novellette von E. Rudorff.

(Fortsetzung.)

„Warum, Fräulein, zögerten Sie mit dieser Wahl, welche Ihnen doch wenig bedeutsam erscheinen muß?“ fragte der Assessor.

„Ich mag dem Zufall keinerlei Rechte einräumen, nichts mit verbundenen Augen thun“, erwiderte Rosa.

„Ihr Zögern, Fräulein, wird Ihnen wenig helfen, Sie fallen bei diesem Scherze doch der Tücke eines Looses anheim!“

„Aber ich halte meine Hand frei, ich nehme nur, was ohne mein Zuthun für mich aufgespart blieb. Wetten und Loosen widerstrebt mir!“

„Eine Abneigung, Fräulein, welche Sie — wahrscheinlich ohne Ihr Wissen — mit dem größten Helden unseres Jahrhunderts, mit Napoleon I., theilen.“

„Sicherlich die einzige Aehnlichkeit zwischen uns beiden!“ sagte Rosa scherzend.

„O nein, Fräulein! Gleich ihm unterjochen Sie alle, welche Ihnen gegenüberstehen, ohne selbst besiegt zu werden!“

„Und doch hat auch seine Stunde geschlagen,“ murmelte Rosa, welche über die banale Schmeichelei des Assessors ganz hinweggegangen war, unwillkürlich vor sich hin.

Die Präsidentin trat wieder vor das Mädchen, welche nun den letzten Papierstreifen aus der Marmorschale nahm.

„Fräulein,“ sagte Wechmar flüsternd in einem Tone, aus dem leidenschaftliche Erregung bebte, „lassen Sie mich an Ihr letztes Wort anknüpfen und Ihnen gestehen, daß ich den Mann für einen Beneidenswerthen halten würde, dem es gelänge, die stolze Ruhe Ihres Herzens zu erschüttern!“

Ueber Rosas Wangen flog hohe Röthe, aber es war nicht jenes glückverheißende Erröthen, das dem Liebesgeständniß eines uns theuern Mannes folgt. Sie hob das klare Auge ruhig zu ihm auf und sagte mit mühsam erzwungenem Lächeln: „Da sieht man, Herr Assessor, wie wenig Sie mich kennen! Bei näherer Bekanntschaft würden Sie keine so günstige Meinung von mir haben! Aber ich werde mich hüten, daß Sie nicht allzuviel von mir erfahren! — Doch Herr Lieutenant v. Brünn naht sich, und wahrscheinlich als Abgesandter irgend einer Macht,“ rief Rosa dann in leichterem Tone, als sie einen jungen Offizier dem Divan zuschreiten sah.

„Herr Assessor, Sie hat das glückliche Loos getroffen, der Tischnachbar von Fräulein Hedwig v. Oelsnitz zu sein! Ihre Dame läßt bitten, sie aus dem Nebenzimmer abholen zu wollen,“ meldete Herr von Brünn.

Wechmar verbeugte sich vor Rosa und folgte dem Offizier. Das Mädchen blickte noch sinnend auf den zusammengerollten Streifen Papier, als Arnold vor sie hintretend sagte: „Die jungen Damen begeben sich bereits mit ihren Kavalieren in den Speisesaal; ich vermuthe, daß mir die Ehre zu theil geworden ist, Sie, Fräulein Hellborn, zu Tische führen zu dürfen!“

Rosa entfaltete das Blättchen, las Arnolds Namen, erhob sich und legte ihren Arm in den seinigen. Schweigend begaben beide sich in das Eßzimmer und nahmen die schnell bezeichneten Plätze an der Tafel ein.

Vergebens suchte Arnold nach einem passenden Thema, um eine Unterhaltung mit Rosa einzuleiten; ihm schien, als habe sich ein dichter Nebelschleier über seinen Geist gebreitet, und er brachte in bitterem Unwillen über sich selbst endlich die Frage hervor: „Haben Sie, Fräulein, unsere berühmte Gastin Laura Brandt gestern als Donna Diana gesehen?“

„Nein, Herr Professor!“ lautete die wenig entgegenkommende Antwort.

Durch einen günstigen Zufall war jedoch dafür gesorgt worden, daß die unerklärliche Befangenheit Arnolds und seiner Nachbarin von den Tischgenossen unentdeckt blieb. Denn ihnen gegenüber saß der Privatdozent Dr. Lorenz, ein junger Mann, der sich soeben als Literarhistoriker an der Universität D. habilitirt hatte. Lorenz gehörte zu den Menschen, welche eine Vorliebe dafür haben, sich selbst und zwar in belehrendem Tone sprechen zu hören, und man konnte mit Recht von ihm sagen, daß er nicht an einer Unterhaltung theilnahm, sondern sie für sich allein auszubeuten strebte. Sobald nämlich in einem begonnenen Gespräche nur die Möglichkeit hervortrat, die für seine künftigen Vorlesungen, oder zu seinem Studium benutzten Themata verwerthen zu können, bemächtigte er sich mit Energie der Unterhaltung. Einwürfe von anderen, welche geeignet sein konnten, von dem streng eingehaltenen Gange seiner Rede abzuleiten, beachtete er nicht weiter; sie waren Streiche in die Luft, und Lorenz nahm den Faden seiner Auseinandersetzungen genau da wieder auf, wo man ihn unterbrochen hatte. Er las in diesem Semester ein Kollegium über „Molière und das französische Theater im 17. Jahrhundert“; für spätere Zeiten lagen bereits ausgearbeitet in seinem Schreibpulte vor: „Shakespeare und Lope de Vega in ihrem Einfluß auf die Entwickelung des Schauspieles in England und Spanien“, und „Die romantische Schule im Kampfe mit unserer modernen Anschauungsweise.“

Einzelne Theile dieser — natürlich ausgezeichneten Arbeiten — noch früher, als es im Laufe der langsam einander folgenden Vorlesungen geschehen konnte, zum Verständniß von Literaturfreunden zu bringen, schien für ihn geradezu eine Lust zu sein. Kaum hatte Rosa die drei Worte ihrer Antwort ausgesprochen, als Lorenz mit dem Eifer eines Orchestermitgliedes, dessen Instrument sofort einzufallen hat, folgende Rede an Arnold richtete: „Muß es nicht ein gerechtes Erstaunen erregen, Herr Professor, daß von allen Schauspielen der an dramatischen Arbeiten so reichen Literatur Spaniens eigentlich nur „Donna Diana“ ein Heimathrecht auf unserer Bühne erworben hat?“

Diese Frage war nur zum Schein gestellt, gleichsam ein rhetorischer Schmuck, denn ehe Arnold eine Antwort geben konnte, fuhr Lorenz unbeirrt fort: „Unsere Verwunderung muß um so größer sein, wenn wir bedenken, daß Lope de Vega, mit Recht der Shakespeare Spaniens genannt, allein 1500 Komedias verfaßt hat, ungerechnet die bedeutende Anzahl anderer poetischen Arbeiten, welche seinen Ruhm als einen der größten Dichter aller Zeiten unumstößlich begründet haben. Vielleicht würde indessen auch Lope de Vega bei uns geliebt, geehrt, bewundert worden sein, wenn die Literatur Spaniens nicht einen unersetzlichen Verlust zu beklagen gehabt, indem Lopes letztes Schauspiel, das Meisterwerk, an dem er mit der vollen Begeisterung seines reifen Geistes gearbeitet, mit dem Dichter für immer begraben worden ist!“

Lorenz machte eine Pause, um Athem zu schöpfen.

„Wie ist es möglich, daß dieses Meisterwerk einst verloren gehen konnte?“ fragte Rosa mit einem bezaubernden Lächeln, denn sie fühlte sich dem Redner zum Dank dafür verpflichtet, daß er sie aus ihrer Verlegenheit errettet hatte.

„Es freut mich, den geehrten Anwesenden eine Thatsache mittheilen zu dürfen“, fuhr Lorenz dozirend fort, „die erst kürzlich durch den aufgefundenen Briefwechsel von Roy Gomez und Christoval Mendoza, zweier Zeitgenossen Lopes, bekannt geworden ist. In den letzten Monaten seines Lebens sprach der Dichter oft zu seinen Freunden darüber, daß er jetzt an einem Schauspiele arbeite, welches ihn mit wahrer Schaffenslust erfülle. Er hoffe, auch sie würden es für das gelungenste Werk seiner Muse halten, und er sehne den Augenblick herbei, wo er das vollendete Stück ihnen vorlesen könne. Die Augen Lopes strahlten, seine Wangen glühten, so oft er davon sprach; doch vergebens flehten die Freunde, er möge über den Inhalt dieses Schauspieles ihnen etwas mittheilen. Der Dichter verharrte in absolutem Schweigen: er meinte sicherlich, sie später auf die wirksamste Weise damit zu überraschen. Da trat plötzlich der Tod in dies reiche Leben; Lope de Vega wurde den Freunden, seinem ihn bewundernden Vaterlande, ja der civilisirten Welt entrissen! — Als der erste herbe Schmerz niedergekämpft war, öffneten die Freunde das Pult des Dichters, um die Sehnsucht nach dessen geliebtestem Werke zu stillen. Dort fanden sie ein starkes Convolut-Papier — sauber geheftet — doch bis auf das Titelblatt — — unbeschrieben!

Lope, so berichtete dessen treuer Diener, der zugleich sein Schreiber gewesen war, hatte die Gewohnheit, seine Arbeiten bis in das kleinste Detail fertig im Geiste zu gestalten, ehe er auch nur einen Satz oder eine Strophe niederschreiben ließ. Sein außerordentliches Gedächtniß, die spielende Leichtigkeit, mit welcher hunderte köstlicher Verse gleich einem nie versiegenden Quell seinen Lippen entströmten, unterstützten ein System, das in seinen Folgen für die Zeitgenossen und die Nachwelt so unheilvoll werden sollte.

Von tiefem Kummer bewegt, starrten die Freunde auf das Titelblatt, welches nur die Worte enthielt:

„Der Stern der Liebe. Schauspiel in fünf Akten.“

„Der Stern der Liebe?“

„Ein sympathischer Titel für jedes Frauenherz!“

„Welche Idee mag Lope de Vega bei der Wahl dieses Titels vorgeschwebt haben?“

So tönte es von verschiedenen Seiten, als Lorenz seinen Vortrag geschlossen hatte.

Der Dozent zuckte bedauernd die Achseln; er war am Ende seiner angelernten Weisheit und vermochte über diese Angelegenheit nicht weiter Licht zu verbreiten.

„Ich maße mir nicht an,“ sagte Arnold, „auch nur eine Vermuthung darüber aufzustellen, welche Vorkommnisse und Konflikte Lope de Vega bei einem Schauspiele zu schildern unternahm, für das er den Titel „Der Stern

der Liebe" gewählt. Das Auge des Dichters und Künstlers erblickt ja alle Dinge anders, als sie uns gewöhnlichen Sterblichen erscheinen. Ihm öffnet sich eine magische Welt, wohin er auch schaut. Wir alle sehen „eine liebende Mutter", aber Raphael schuf daraus die „Madonna". Dennoch könnte ich auf einen Stoff hinweisen, bei welchem die Wahl dieses Titels gerechtfertigt wäre."

„Lassen Sie uns hören, was Ihnen vorschwebt", bat man freundlich den Professor.

„Die Revolution des 26. Dezember 1825, welche die bestehende Regierung in Rußland stürzen wollte, war niedergeschlagen worden, und die Verschworenen erwartete ein schreckliches Strafgericht. Einer dieser Männer — aus fürstlicher Familie stammend — lebte seit mehreren Jahren in wenig glücklicher Ehe. Er war ein Bündniß eingegangen, bei welchem nur die Rücksichten auf hohen Rang, ein bedeutendes Vermögen und gesellschaftliche Vortheile ihn geleitet hatten. Das Unglück einer solchen Ehe wird in Palästen, wo jeder der Gatten eine eigene Zimmerreihe bewohnen kann, weniger scharf empfunden, als in einer eng begrenzten Häuslichkeit, wo die Gegensätze in den Charakteren durch das häufige Beisammensein greller hervortreten, und zu traurigen Konflikten führen. Dagegen wird auch jedes vom Herzen zum Herzen dringende Wort, das eine Brücke der Verständigung zwischen den Ehegatten bilden könnte, dort unmöglich gemacht. Man begegnet sich höchst selten, nur gesellige Pflichten führen zu einander, und völlige Gleichgültigkeit tritt an die Stelle warmen Empfindens. — Der Fürst wurde nach Sibirien verbannt und zu lebenslänglicher Zwangsarbeit verurtheilt. Dieser an einen raffinirten Luxus gewöhnte Mann sollte aus den eleganten Salons, deren gefeierter Held er so lange gewesen, in die Einsamkeit einer Oede sich nun begeben, in welche noch kein Strahl moderner Bildung gefallen war! Und er hatte dabei in einem rauhen, tückischen Klima die harte Arbeit zu leisten, vor welche der niedrigste seiner Leibeigenen sich gescheut haben würde. Düstere Nacht umlagert seinen Geist. Da naht ihm ein hülfreicher Engel. In der von ihm vernachlässigten Gattin erschließt sich der Quell tiefen Erbarmens, jener opferbereiten Liebe, die für immer mit dem Frauennamen unlösbar verknüpft bleiben wird. Längst in ihrem Herzen begrabene Bilder eines beglückenden Zusammenlebens zwischen Mann und Weib tauchen vor ihr auf und gewinnen Boden. Sie eilt zu dem Gatten; sie bittet in rührenden Worten, sein Loos theilen zu dürfen. Die zarte Frau, deren Fuß nur auf weichen Teppichen gewandelt, deren leisestem Wink eine zahlreiche Dienerschaft gelauscht hatte, sie folgt hochherzig dem Sträfling über unwirthbare Steppen, in offenen Schlitten aller Unbill der rauhen Jahreszeit preisgegeben, in eine Hütte, wo alle die mühevollen schweren Arbeiten einer Magd ihrer harren müssen. Was mag in der Seele des Mannes bei diesem höchsten, reinsten Opfer der Frauenliebe sich geregt haben? In dem tiefen Dunkel, das seinen Lebenshorizont umhüllte, sah er über seinem Haupte „den Stern der Liebe" hell und glorreich sich erheben."

Lorenz unterbrach zuerst die allgemeine Stille, welche der Vorführung dieses ergreifenden Bildes gefolgt war.

„Sie haben recht, Herr Professor! Titel und Stoff würden sich bei einem solchen Inhalt decken."

„Man könnte auch ein anderes Thema, das mir vorschwebt, für die Wahl dieses Titels geeignet halten," sagte Rosa, welche durch die Erzählung tief erregt worden war.

„Wollen Sie uns gütigst den Stoff mittheilen?" fragte Wechmar, welcher den Platz zu ihrer Rechten inne hatte.

„Ich irrte mich," entgegnete Rosa mit einer Verwirrung, die ihrem Wesen sonst vollkommen fremd war. „Der Stoff, welchen ich meine, paßt nur für einen Roman; er verträgt keine dramatische Behandlung."

„Der Stern der Liebe", „der schöne milde Einfluß der Frauen auf das Leben": diese Themata gaben noch vielfach Veranlassung zu Aussprüchen, welche die frohe Stimmung der jungen Damen erhöhen und rückwirkend auch die Männer angenehm berühren mußten. Beim Abschied aus diesem geselligen Kreise durfte wohl jeder sich sagen, daß er einen genußreichen Abend verlebt habe.

Als Arnold eben den Weg nach seiner Wohnung einschlagen wollte, legte sich eine Hand auf seinen Arm, und Wechmar sprach: „Die Nacht ist so hell und mild, möchtest Du nicht eine Strecke mich begleiten?

„Sehr gern!" erwiderte der Professor und folgte Wechmar, welcher dem Bahnhofe zuschritt, in dessen Nähe seine Wohnung lag.

Arnold und Wechmar hatten auf der Universität derselben Verbindung angehört, und obwohl der leichtlebige, vortrefflich situirte, etwas eitle Wechmar in keiner Weise zu Arnolds ernstem, anspruchslosen, in sich gekehrten Wesen sich hingezogen gefühlt, so mußten doch des jungen Mannes Begabung, Fleiß und erprobte Zuverlässigkeit ihm große Achtung einflößen. Vor zwei Jahren waren sich beide in der Residenz wiederum begegnet, und die herzliche, verbindliche Art, mit welcher Wechmar den ehemaligen Genossen zu seinen Erfolgen beglückwünschte, hatte Arnold wohlgethan und sie waren nun häufiger in Berührung gekommen. Jetzt hatte das Geschick sie nochmals in D. zusammengeführt, wo Wechmar bei der Regierung kommissarisch beschäftigt wurde, und der Assessor nahm voll Eifer den unterbrochenen Verkehr mit seinem früheren Universitäts- und Verbindungsgenossen wieder auf.

„Arnold", begann Wechmar, „Du bist zwar nicht mein Freund in dem vollen Sinne, in welchem man dies Wort eigentlich aufzufassen hat; ich wüßte jedoch niemanden, in den ich ein so unbedingtes Vertrauen zu setzen vermöchte, wie in Dich, von dessen Ehrenhaftigkeit und Diskretion ich überzeugt sein darf." Wechmar machte eine kleine Pause.

„Ich danke Dir für das Vertrauen!" entgegnete Arnold, indem er Wechmars Hand mit festem Druck erfaßte.

„In zweifacher Beziehung", fuhr der Assessor fort, „stehe ich vor einer Entscheidung, die mein Leben in ganz andere Bahnen lenken kann. In solchen Augenblicken, wo unsere Seele ringt und arbeitet, um einen wichtigen Entschluß zu fassen, sehnt wohl jeder sich nach einem treu gemeinten Freundeswort. Laß mich mit dem weniger Bedeutsamen anfangen: man hat mir eine überaus reich dotirte Stelle bei einem lukrativen Aktienunternehmen angeboten" — —

„Bist Du denn nicht mit ganzer Seele bei Deinem Beruf? Was mein Empfinden anbetrifft, so ist die innere Befriedigung, welche uns aus der frei gewählten unserm geistigen Bedürfniß anpassenden Arbeit erwächst, ein Glück, das keinerlei Vortheile aufwiegen können. Hoffentlich sind wir noch fern von jener Hyperkultur des Materialismus, die den Thaler als höchstes Wesen anerkennt!"

„Mich reizt auch die mir angetragene Stelle an sich durchaus nicht — — aber ich liebe ein Mädchen, der ich eine glänzendere Stellung anbieten möchte, als mir augenblicklich beschieden ist."

„Wechmar, wenn Du ihr nicht alles bist, wenn die Freude, den geliebten Mann in seinem Wirkungskreise glücklich zu wissen, nicht jeden andern Wunsch in ihr zu ersticken vermöchte, dann ist sie Deiner Liebe nicht werth!"

„Sie lebt im Ueberfluß, mein braver Arnold; es wird mir schwer, als der allein Empfangende vor sie zu treten. Rosa Hellborn" —

(Schluß folgt.)

---

* **Für Alpentouristen.** Die nun fertiggestellte neue Straße über die Grimsel darf als die schönste aller Alpenstraßen bezeichnet werden. Am 28. und 29. September 1894 hat die Berner Regierung in corpore und in Begleitung von Bundesrath Schenk mit der Regierung des Kantons Wallis die Besichtigung der neuen Grimselstraße vorgenommen. Schon die Fahrt durch das neu erstandene Dorf Meiringen (Berner Oberland), so schreiben die „Münch. N. Nachr.", bietet des Interessanten in Fülle. Zur Linken zieren die Kaskaden des Dorfbaches, des Alpbaches und des Mühlebaches die Thalwand. Rechts stürzt in mächtigem Sprunge der Reichenbach zu Thal. Ueber das Zwirgi herein grüßt der Absturz des Rosenlanigletschers und das Wellhorn. Daneben fordern die schroffen Wände und Zacken der Engelhörner verwegene Kletterer zur Muth- und Kraftprobe heraus. Auf dem Kirchet angelangt, zeigt sich dem erstaunten Blick der grüne Thalkessel von Innertkirchen. Geradeaus erhebt sich der Pfaffenkopf, überragt vom Plattenstock und dem aussichtsreichen Mährenhorn. Von Osten her mündet das Gadmenthal, durch das man zum Steingletscher und über den Sustenpaß nach Wassen an die kunstvoll angelegte Gotthardtbahn gelangt. Tellistock, Gadmenflühe, Wendenstöcke und Titlis hindern den Blick ins Genthal, durch das der Jochpaß nach Engstlenalp und Engelberg führt. Rechts schauen Hangendgletscherhorn, Renfenhorn und Ostellihorn durch das Urbachthal, die Gletscherpracht des Gauligebietes verhüllend. Nach Südosten verengt sich das Thal zur engen Schlucht, in deren Tiefe die wilde Aare schäumt. In abschreckender Steilheit erheben sich rechts die Felswände des Triftenhorns und des Ritzlihorns, links der weißen Schyen, des Steinhaushorns, des kirchthurmähnlichen Kilchlistocks und des Gwächtenhorns. Auf saftigem Wiesengrunde, ein echtes Alpendorf liegt das lawinenbedrohte Guttannen, getrennt durch das tiefe Bett der Aare. Durch Alpweiden und Tannenwald, zweimal die Aare überbrückend führt die Straße nach der Handeck, wo sich das Gletscherwasser der Aare mit dem milchweißen Gischt des Aerlenbachfalles vermählt. Zum dritten Mal setzt in Handeckstäfeli die Straße über die Aare, über die aus Granit gebauten Bogenbrücken. Schon wieder zieht ein Wasserfall die Aufmerksamkeit auf sich: es ist der Gelmerbach, der wie ein silberweißes Band die Thalwand heruntergleitet. Rechts hängt am Gologghorn der Grubengletscher, während der Aerlengletscher den Blicken sich entzieht. Im harten Granit eingehauen, führt die Straße der hellen Platte gegenüber nach Kunzentännlen und, den letzten Baumwuchs hinter sich lassend, nach Räderichsboden; Aelplistock, Diamantstock, Bächlistock und Brunberg umstehen den Bächligletscher, den man von hier aus erreichen kann. Gelmerhörner und Gerstenhörner, schon von Meiringen aus sichtbar, bilden die linke Thalwand, nach Süden hin zum vielbegangenen Nagelisgrätli und zur Grimselpaßhöhe sich absenkend. Durch die Spittelamm führt die Straße um den Spittelnollen herum. Nach Westen öffnet sich plötzlich das Thal der unteren Aar mit Zinkenstock, Agassizhorn und Finsteraarhorn im Hintergrund und plötzlich sieht das gastreiche Grimselhospiz da in wildgroßartiger Umgebung. Den dunkelfarbigen See entlang und ihn überbrückend führt nun die Straße in langen Kehren die Merlen hinauf, immer neue Aussichtspunkte bietend. Lauteraar- und Schreckhörner tauchen im Westen auf, und wie man auf die Höhe kommt, so sieht man sich den Walliser Alpen gegenüber von der Furka bis zum Simplon. Auf dem „Pläukerli" blickt man hinunter in das tiefe Thal der Rhone, und endlich steigt man die steile Maienwand hinunter auf die sicher angelegte Straße. Welch ein Bild bietet sich hier, überwältigend, feenhaft, kühn, gewaltig in blendendem Weiß und azurnem Blau, zerrissen, zerspaltet, zerklüftet, es ist der Rhonegletscher, der, vom Triftjoch langsam herunterfließend, über 500 m tief sich hier zu Thal schwingt. Ein bedeutendes Werk der Menschenhand lenkt nun die Aufmerksamkeit auf sich, es ist die Furkastraße, bis zu einer Höhe von 2436 m ansteigend und also die Grimselstraße an Höhe übertreffend. Beim Hotel „Glacier du Rhone" vereinigen sich die Grimselstraße und die Furkastraße.

* **Ueber den Nutzen des Aepfelessens** spricht sich Dr. Stötzer in Bützow wie folgt aus: Der Apfelgenuß, besonders unmittelbar vor dem Schlafengehen, ist ein bewährtes Mittel zur Förderung der Gesundheit. Der Apfel liefert nicht nur eine vorzügliche Nahrung, er ist zugleich eines der hervorragendsten diätetischen Mittel. Derselbe enthält mehr Phosphorsäure in leicht verdaulicher Verbindung als irgend ein anderes pflanzliches Erzeugniß der Erde. Sein Genuß, besonders unmittelbar vor dem Schlafen: 1. wirkt vortheilhaft auf das Gehirn, 2. regt die Leber an, 3. bewirkt, wenn regelmäßig vor dem Schlafengehen genossen, einen ruhigen Schlaf, 4. desinfizirt die Gerüche der Mundhöhle, 5. bindet die überschüssigen Säuren des Magens, 6. paralysirt hämorrhoidale Störungen, 7. befördert die sekretirende Thätigkeit der Nieren, 8. hindert somit die Steinbildung, 9. schützt ferner gegen Verdauungsbeschwerden und 10. gegen Halskrankheiten.

Verantwortlicher Redakteur: Anton Schmitter in Posen. — Druck und Verlag der Hofbuchdruckerei W. Decker & Co. (A. Röstel) in Posen.